Offb 3,14-22, 1. Advent, 27.11.22, ÖZ (Christoph Lezuo, Pfarrer)

Liebe Gemeinde!

Unser Predigttext aus der Offenbarung des Johannes beschert uns heute am 1. Advent eine Bußpredigt, eine Anleitung zum Umkehren. Aber … wir wollten doch Advent feiern, uns schön gemütlich besinnen auf Weihnachten, uns gute Gedanken machen um wenigstens in dieser herausfordernden Zeit etwas abschalten zu können und in sich kehren zu können. Ich kann „in mich kehren“ im Advent. Ich kann mich in mich hineinwenden, mich mir zuwenden. Ich werde staunen, was ich da alles „in mir“ finde, wenn ich in mich kehre. Ich werde auf einiges stoßen, was mir gefällt und was ich behalten möchte. Ich werde aber auch so einiges entdecken, was ich am liebsten wieder loshaben möchte und was mich belastet. Es ist gut im Advent einmal in sich zu kehren, eine innere Inventur zu machen. Deshalb ist die Adventszeit auch seit alters her eine Besinnungs- und Bußzeit und dieser Tatsache haben wir es auch zu verdanken, dass wir heute solch eine Bußpredigt als Schrifttext haben. Ich möchte heute einmal aufzeigen, wie gerade unsere fromme Gesinnung uns den Weg verstellen kann und uns daran hindern kann, Gott in unser Leben hereinzulassen, ihm also eben gerade nicht die Türen hoch zu machen und die Tore weit. Aber

vielleicht finden wir ja nach unserer Besinnung einen Weg, das zu verändern?

Bei den Katholikinnen und Katholiken gibt es die Sitte, eine Kerze anzuzünden für jemanden, dem Gott helfen soll oder für sich selbst. Und es gibt nicht wenige, die sich allein durch das Anzünden solch einer Kerze vor einem Standbild Hilfe erhoffen. Sie meinen, sie könnten dadurch von sich aus etwas bei Gott in Bewegung setzen. Sie haben ein Recht darauf, wenn sie so eine Handlung getan haben. Hier erscheint das Heilige, wie ein Besitz, mit dem ich umgehen kann.

Und – keine verfrühte Überheblichkeit - wir Evangelische haben natürlich auch so etwas. Bei uns sind es weniger die äußerlichen Dinge, die wir bemühen. Wir meinen nicht, dass wir das Heilige in irgendwelchen Menschen oder Dingen verfügbar hätten. Wir Evangelische haben unseren geistlichen Besitz in der Glaubenserkenntnis und im Glaubensbekenntnis. Wir betrachten unseren Glauben als Besitz. Wenn wir uns in der Bibel schlau gemacht haben, wenn wir erkannt haben, wie das funktioniert mit der Erlösung, dann meinen wir Evangelischen, wir hätten’s kapiert, wir hätten Gott eingegrenzt in unserem Kopf. Und dann meinen wir, wir könnten unser Glaubenswissen wie in einer Schultasche nach Hause tragen und es würde uns eine Menge nützen.

Welche Auswüchse das haben kann, habe ich peinlicherweise einmal auf einer Pfarrkonferenz erlebt als ich junger Pfarrer war, Ende der 80er Jahre. Es ging um die Frage: Können geistig Behinderte auch konfirmiert werden? Man stellte sich die Frage deshalb, weil geistig Behinderte unter Umständen den Stoff des Konfirmandenunterrichts nicht verstehen könnten. Wenn ein geistig behinderter Mensch nicht das nötige Wissen mitbrächte, dann könnte sie/er nicht richtig glauben.

Auf dieser Pfarrkonferenz hatten einige evangelische Kollegen ganz erhebliche Schwierigkeiten. Sie konnten nicht verstehen, dass es für den Glauben keine Voraussetzung braucht, auch keinerlei Wissen, weil sich nicht der Mensch den Weg zu Gott bahnt, sondern umgekehrt, Gott bahnt sich den Weg zu uns Menschen und er tut das auf ganz unterschiedlichen Gleisen. Der Glaube und das Heilige kann also niemals so etwas wie ein Besitz sein, sondern es ist immer Gott selbst, der auf den Plan tritt, wann, wo und wie er das auch immer will. Da haben wir nichts, aber auch gar nichts mitzureden. Ich werde übrigens am 27. Juni nächsten Jahres sieben oder acht mehrfach behinderte auch geistig behinderte Jugendliche aus dem Blindeninstitut hier in Lengfeld konfirmieren.

Der Glaube als geistiger Besitz, das ist es, was der Prophet Johannes aus der Offenbarung dem Engel in der Gemeinde Laodizea schreiben will. In der Gemeinde in Laodizea wurde der

Glaube und das Heil als Besitz angesehen. Jeder konnte sich einfach bedienen, sich ein bisschen aneignen vom religiösen Wissen und ansonsten im eigenen Wohlstand dahindümpeln. Darin ist unser Predigttext überraschend modern. Schon damals verkam der Glaube zu einer reinen Geisteshaltung, zu einer Einstellung, die man sich zulegen konnte und im Übrigen fühlte man sich wohl in den Verhältnissen, in denen es einem gutging. Mir geht’s einigermaßen gut, was schert mich der Nachbar oder die Nachbarin. Eine gute Christin, ein guter Christ bin ich sowieso, weil ich ja die richtige Einstellung habe.

Solchen Menschen lässt Gott in unserem Predigttext ausrichten: „Ich kenne deine Werke, dass du weder kalt noch warm bist. Ach, dass du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder warm noch kalt, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Du sprichts: Ich bin reich und habe genug und brauche nichts! Und weißt nicht, dass du elend und jämmerlich bist, arm, blind und bloß.“

Trifft uns das auch? Meinen wir auch, wir hätten sowieso bei Gott ein Stein im Brett, weil wir ja so gläubig sind? Verwechseln wir den Glauben mit einer bestimmten Einstellung, die wir haben und an der wir festhalten könnten? Meinen wir, mit unserem Glauben hätten wir eine Kraft „verfügbar“, die wir nützen könnten? Denken wir: „Ich bin reich und habe genug und brauche nichts! Und wissen nicht, dass wir elend und jämmerlich sind, arm, blind und bloß.“

Das Reich-sein, das Genug-haben und das Nichts-brauchen, das trifft uns, wenn wir uns selbst genug sind, wenn wir meinen, wir wissen schon alles, wenn wir meinen, wir haben schon alles mitgemacht, uns kann keiner mehr etwas vormachen, wir wissen Bescheid, uns hat keiner mehr etwas zu sagen, wir kennen uns aus.

Dann kann es vorkommen, dass uns unversehens der Teppich unter den Füssen weggezogen wird und wir plötzlich spüren, wie elend und jämmerlich wir sind, wie arm, blind und bloß. Da geht es uns wie dem Kaiser in dem Märchen „des Kaisers neue Kleider“. Wir bilden uns etwas ein, auf das, was wir haben und was wir können und am Ende ist es nichts, nur eine Täuschung, die uns irgendjemand eingeredet hat. Aber in all dieser Misere, nach unserem Reinfall, sind wir nicht von Gott verlassen. Er ist da und spricht zu uns. Er lässt uns nicht stehen mit unserer aufgeblasenen, selbstsicheren Einstellung. Er ist für uns da an dieser Stelle unseres Lebens. Nur er klatscht uns nicht Beifall, sondern er liest uns die Leviten: „Welche ich liebhabe, die weise ich zurecht.“ Gott gönnt uns seine Zurechtweisung, weil er uns mag. „Heimsuchen“ will er uns, zurückführen nach Hause zu ihm, jetzt schon in diesem Leben, und zwar so schnell wie möglich.

Gott offenbart sich uns in einer großen Standpauke, die er uns hält. Gott setzt uns den Kopf zurecht, wenn er uns begegnet. Die Offenbarung Gottes ist kein angenehmes Erlebnis, da gibt es nichts

zum Wohlfühlen, da sind wir erst einmal ordentlich betroffen über uns selbst, weil wir das nämlich erst dann erkennen, wenn sich Gott neben uns stellt. Wenn wir Gott und uns vergleichen können, dann sehen wir, wer wir sind und wer Gott ist und dann bleibt uns die Spucke weg, dann sind wir sprachlos, weil wir sehen, worauf wir in unserem Leben vertraut haben, auf uns selbst. Gerade dort, wo wir geglaubt haben, wir wären besonders christlich und besonders gläubig, da haben wir am meisten an uns selbst geglaubt. Aber das spüren wir erst, wenn Gott neben uns steht, und dann sind wir ganz erstaunt und betroffen, beschämt und durcheinander.

Doch jetzt geht es darum sich nicht gleich wieder ganz wichtig zu nehmen und sich zu grämen und sich schlecht zu fühlen, weil ich ja so danebengelegen habe, weil ich mich so überschätzt habe, weil ich so dumm war. Gott steht neben mir, er kennt den Unterschied zwischen sich und mir und er nimmt es mir nicht übel. Er nimmt es mir nur übel, wenn ich ihn, Gott, übersehe.

Unser Predigttext verwendet hier ein schönes Bild: Gott steht vor unserer Tür und klopft an. Wir begeben uns auf die Suche nach Gott. Wir unternehmen eine Menge um in Kontakt zu kommen mit Gott. Wir beten, wir feiern Gottesdienste, wir halten Meditationen, wir machen große Anstrengungen und am Ende steht Gott vor unserer Tür ohne, dass wir ihn darum gebeten hätten, ohne dass wir Gottesdienst gefeiert hätten, ohne dass wir irgendeinen Versuch

gemacht hätten sich ihm zu nähern. Da steht er einfach und klopft an. Gerade dann klopft er an, wenn wir gerade vor ganz anderen Türen kehren wollen, dann steht er vor unserer Tür. Oder wenn wir zu viel Zeit damit verbringen ihn zu suchen, wenn wir weite Reisen unternehmen um ihn zu finden, dann treffen wir ihn daheim vor unserer eigenen Tür.

Es geht um unser Haus, darum, dass wir bei uns zu Hause sind, damit wir Gott hereinlassen können, wenn er anklopft. „Bei uns zu Hause sein“ heißt aber „zuhause sein, so wie es bei uns eben gerade ausschaut“. Da ist manches unaufgeräumt, manches ist unter den Teppich gekehrt, manches ist protzig zur Schau gestellt, manches ist tip top in Ordnung, weil man sich ja nichts nachsagen lassen will und manches ist ganz normal, durchschnittlich, nicht ganz schlecht, aber auch nicht ganz gut, lau eben. Und nun steht Gott draussen und klopft an. Will ich ihn reinlassen? Kann ich stehen zu meiner Schlamperei, zu meiner Schönfärberei, zu meiner Überheblichkeit und zu meiner Durchschnittlichkeit? Oder sage ich zu Gott: Komm morgen wieder dann habe ich aufgeräumt!

Ich werde nie aufgeräumt haben in meinem Leben. Ich werde mein Leben nicht in Ordnung bringen, aber Gott kann es, wenn ich ihn hereinlasse. Aber dann muss ich stehen zu meinem Haus, wenn ich die Tür aufmachen will. Und so will ich die letzten Verse unseres

Predigttextes für sich sprechen lassen. Jeusus Christus läßt dort ausrichten:

„So sei nun eifrig und tue Buße! Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wenn jemand meine Stimme hören wird und die Tür auftun, zu dem werde ich hineingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir.“ So wollen wir heute an diesem ersten Advent, die Tür hochmachen und die Tore weit machen, dass Gott in Jesus Christus zu uns komme, jetzt schon. Und genauso wie es unser Predigttext sagt, werden wir das mit der Feier des Abendmahls besiegeln Amen